



Wir schaffen das: Ministerin Franziska Giffey mit Einser-Abiturienten, in der hinteren Reihe rechts Sedra Al Tarris. FOTO: ALBERT-SCHWEITZER-GYMNASIUM

Der Bücherstapel auf dem Tisch reicht ihr bis zum Kinn, aber Sedra Al Tarris sieht so aus, als könne sie es nicht erwarten, ihn abzuarbeiten. Heute sind drei Bände dran: „Textverständnis“, „Mathe-Leitfaden“, „Medizinisch-naturwissenschaftliches Grundverständnis“. Da werde sie wohl bis ein Uhr morgens dran sitzen, sagt sie, als gäb's nichts Schöneres. Sie will Medizin studieren, also kein Gejammer.

Sedra Al Tarris ist 20 und spricht erst seit sechs Jahren Deutsch. Sie ist Ende 2014 aus Syrien geflüchtet, wenige Monate vor dem Sommer, der als „Europäische Flüchtlingskrise“ in die Geschichte einging. Sie kam in eine der Willkommensklassen, die damals in ganz Deutschland eingerichtet wurden. Die Klassen hatten nicht den besten Ruf, sie wurden irgendwie zusammengewürfelt, es gab keine richtigen Lehrpläne und oft nicht einmal richtige Lehrer. Aber Sedra Al Tarris schaffte es. Erst aufs Gymnasium. Und diesen Sommer machte sie dann Abitur, im Corona-Jahr: Notendurchschnitt 1,3.

Sedra Al Tarris ist nicht die einzige Überfliegerin an ihrer Berliner Schule. Dort haben noch drei weitere syrische Jugendliche mit Bestnoten abgeschlossen, der Jahrgang hat Schlagzeilen gemacht. Von Berlins klügsten Abiturienten war die Rede, bei der Feier im Juni schaute sogar Bundesfamilienministerin Franziska Giffey vorbei. Es gibt Aufnahmen davon, Szenen aus dem ersten Corona-Welle, wie Jugendliche in einer halb leeren Turnhalle ihre Urkunden entgegennehmen, mit Handschuhen und Mundschutz.

Man kann ihre Geschichte auf verschiedene Arten erzählen. Als Beispiel dafür, dass man alles schaffen kann. Man kann aber auch vom Stress erzählen und dem Druck, der auf den Neuankömmlingen liegt. Aber vor allem ist es eine Geschichte über das Wissen und über Dinge, die einem niemand mehr nehmen kann, selbst wenn alles verloren ist.

Flüchtlinge der ersten Generation schaffen kein Abitur, sagte ihr der Berufsberater. So einfach

Es ist nicht einfach, sich mit Sedra Al Tarris zu verabreden. Tagsüber arbeitet sie im Studienzentrum der Hautklinik an der Berliner Charité, sie macht da gerade ein Freiwilliges Soziales Jahr. Nachts und an den Wochenenden lernt sie. An einem Samstag klappt es endlich. Ein unscheinbarer Wohnblock in Marienfelde, einer dieser ruhigen Gegenden Berlins, in denen die Stadt weit weg zu sein scheint. Sedra Al Tarris wuselt durch die Wohnung, in der sie mit ihren Eltern und den drei jüngeren Schwestern lebt. Sie holt Tassen und gefüllte Datteln, räumt ein Buch weg, kocht Kaffee. Eine Schrankwand, eine schwarze Couch, ein Schaukelstuhl, ein Webteppich an der Wand. Alles Secondhand, sagt Sedra Al Tarris fast stolz. Die Familie musste Syrien sehr schnell verlassen, der Vater vertrat als Anwalt auch Regimegegner.

Dass sie diese Wohnung haben, liegt an Sedra Al Tarris. Sie sprach als Erste in der Familie Deutsch, erledigte den Papierkram, kümmerte sich. Ihr Vater, ein kleiner Mann mit grauem Dreitagebart, setzt sich zu ihr. Seine leeren Tage füllt er mit

einem Integrationskurs und mit Anrufen aus der syrischen Community in Berlin, die sich bei ihm juristische Tipps holt. „Ich bin die kostenlose Hotline“, sagt der Vater. Sedra Al Tarris lacht, der Vater nicht. Die Mutter kommt herein, stellt Schlüssel mit dampfender Linsensuppe auf den Tisch. Alles ist herzlich, aber man spürt eine Anspannung. Es wirkt manchmal, als würde die Tochter vor allem für die Eltern lachen.

Sedra Al Tarris trägt ein graues Kopftuch. Sie ist diejenige, die redet, die dolmetscht, sie wirkt oft wie die Älteste im Raum. Hart sei der Anfang in Berlin gewesen, sagt sie. An der ersten Schule wurde sie gemobbt, das Kopftuch und die Grammatik. Ein Berufsberater, dem sie von ihrem Traum erzählte, Ärztin zu werden, sagte, sie solle lieber eine Ausbildung machen. „Flüchtlinge aus der ersten Generation schaffen kein Abitur.“ So einfach.

Im Leben von erfolgreichen Menschen, die es in ihrer Jugend schwer hatten, gibt es oft eine Person, die an sie glaubte. Der Autor Thomas Bernhard zum Beispiel hatte seinen Großvater, der ihm über den Alltag als uneheliches Kind im erzkonservativen Salzburg der Dreißigerjahre hinweghalf. Der Träger des Deutschen Buchpreises, Saša Stanišić, erzählte von einem Sachbearbeiter in der Ausländerbehörde, der ihn, den bosnischen Flüchtling, darin bestärkte zu studieren und ihn damit vor der Abschiebung bewahrte.

Auch Sedra Al Tarris hatte so jemanden an ihrer zweiten Schule. Karin Kullick ist Direktorin des Albert-Schweitzer-Gymnasiums. Sie kommt einem in Jeans und Hoodie entgegen. Vom Berliner Bildungssystem lässt sie sich nicht abschrecken, dem es an allem mangelt, an Geld, Lehrern, Technik, einer kompetenten Verwaltung. Und schon gar nicht von dem, was sich außerhalb des hellen Altbaus abspielt. Die Schule liegt in der Nähe des Hermannplatzes in Berlin-Neukölln, Drogen, Kriminalität, eine der ärmsten Gegenden Berlins.

Kullick will auch Jugendliche zum Abitur bringen, in deren Biografien das nicht unbedingt vorgesehen ist. Weil sie aus nicht privilegierten Familien stammen oder Deutsch nicht ihre Herkunftssprache ist. Als 2015 immer mehr Familien aus Syrien nach Neukölln kamen, holte Karin Kullick auch deren Kinder ans Gymnasium.

Aus ihrer eigenen Familie wisse sie, wie schlimm es ist, durch Krieg und Vertreibung am Lernen gehindert zu werden, sagt Kullick. Ihre Mutter musste nach dem Zweiten Weltkrieg aus Ostpreußen nach Niedersachsen flüchten, sie wurde als Flüchtlingskind beschimpft, konnte nicht studieren und sich nicht ihren Traum erfüllen, Lehrerin zu werden. Noch heute, mit 86, leide ihre Mutter darunter, sagt Kullick. „Da habe ich mir gesagt: Ich bin Schulleiterin, ich kann das anders machen.“

Also suchte sie eine Lehrkraft, spezialisiert auf Willkommensklassen. Sie sorgte dafür, dass Kinder aus den Flüchtlingsfamilien an der Schule Freunde finden, mit anderen lernen. Und wenn ein Kind nicht zum Unterricht erschien, radelte Kullick rüber in die Flüchtlingsunterkunft in einem ehemaligen Kaufhaus und schaute, was los ist. Vor allem aber machte sie die Schule zu einem Schutzraum.

Als der Junge tagelang fehlte, war die Lehrerin besorgt. Bis sie herausfand: Er hatte Gründe

Ammar Abo Hwach kommt noch immer gerne hierher. Er ist 2015 aus Homs geflüchtet, 2020 hat er Abitur gemacht, Notendurchschnitt 1,1. Jetzt studiert er Medizin an der Uni Magdeburg. Es ist Donnerstag, er besucht seine alte Schule, um Hallo zu sagen. Karin Kullick fragt, wie es ihm in Magdeburg gehe. Ammar Abo Hwach sagt, er habe endlich eine Wohnung gefunden, brauche aber noch einen Bürgen. Kullick überlegt, ob sie selbst bürgen soll? Abo Hwach schüttelt den Kopf.

Er will es allein schaffen. Wenn er spricht, klingt es, als lese er aus einem Buch vor. Er sagt: „Die Schule ist eine Zeit, in der man sich kritisch betrachtet und sich fragt, wie man leben will.“ Oder: „In Syrien habe ich viele Verwundete gesehen, das hat meinen Hang entfesselt, Menschen helfen zu wollen.“ Als er sich am Gymnasium bewarb, sei sein Deutsch schlecht gewesen, er habe sich gewundert, dass man ihn genommen habe. „Du hast gleich gesagt: Ich will Arzt werden“, sagt Kullick, „das war so prägnant, dass ich wusste, das schafft der.“ Nur einmal hat sie sich um ihn Sorgen gemacht. Als Ammar tagelang fehlte. Bis Kullick dahinterkam, dass er mit seinen Eltern auf dem Amt war, sich um Zahlungen und Papiere kümmerte. Ammar Abo Hwach sagt: „De jure waren meine Eltern für mich zuständig, de facto war ich für sie zuständig.“

Über seine Flucht will er nicht sprechen. Sobald das Thema aufkommt, weicht er aus. Er will auch nicht noch mal fotografiert werden, nach einem Bericht über die Einser-Abiturienten in den Berliner Lokalmedien wurde er auf der Straße erkannt. Ein Mann sagte zu ihm: Ihr Flüchtlinge kriegt doch alles reingeschoben. Zur Flucht also nur so viel: Ein Schiff, das sank, er wurde gerettet. Die Familie wurde getrennt, Abo Hwach war erst in einem Heim auf Zypern, dann kam er nach Berlin, die Eltern durften ihm erst ein Jahr später folgen. Was er auf keinen Fall will: Mitleid. „Ich will wie andere behandelt werden, damit ich sagen kann: Ich habe es verdient.“ Und vor allem will er nicht, dass seine

Eltern erfahren, was ihm passiert ist, einem Jungen, mit 15 allein auf der Flucht.

Aber Ammar Abo Hwach redet vom Lernen. Sobald es um die Schule geht, hört er gar nicht mehr auf. Er kann die Note jeder Klassenarbeit aufsagen, er weiß, wie er in der neunten Klasse in Deutsch erst eine Fünf bekam und dann eine Drei, und die Lehrerin schrieb drunter: „Ich warte auf den Tag, an dem du eine Eins plus bekommst.“ Und der Tag ist ja dann auch gekommen. Beim Deutsch-Abitur, mündlich, Thema: Sturm und Drang.

Abo Hwach sprach über Schillers „Räuber“, die Geschichte eines Sohnes und der Erwartungen, die er erfüllen muss. Ausgerechnet. Er hatte sich dafür eine wissenschaftliche Abhandlung von 170 Seiten aus dem Netz geholt. Seine Lehrerin machte Notizen, irgendwann hörte sie auf mitzuschreiben. Ammar Abo Hwach dachte, er sage etwas Falsches, aber die Lehrerin sagte, sie wolle einfach nur zuhören. Ein Junge aus Homs erzählte da Dinge über Schiller, die sie selbst nicht wusste.

Später, im Café um die Ecke, bestellt Abo Hwach ein Glas Leitungswasser und sagt, dass er es möglicherweise übertreibe. Für das Abitur hat er so viel gelernt, dass er eine Nervenentzündung an der Brust bekam. Und ja, er verdränge die Flucht, auch deswegen lerne er so viel. „Wenn ich lerne, muss ich an nichts anderes denken.“ Er weiß noch, wie er das Thema für seine Präsentationsprüfung fand, einen Teil des Berliner Abiturs, bei dem man eine Art wissenschaftliche Arbeit vorstellt. Sechs Druckseiten, Titel: „Das Nichts als mathematisches und philosophisches Problem“. Er habe beim Lernen ein Video auf Facebook gesehen, in dem ein Atheist und ein Gläubiger darüber streiten, wie der Urknall in Gang kam. Würde er von Gott ausgelöst oder geschah er aus dem Nichts? Die Frage habe ihn abgelenkt. Also beschloss er, die Antwort im Rahmen seiner Prüfungsarbeit zu suchen.

In der Berliner U-Bahn, Tausende Kilometer von zu Hause entfernt, sah sie auf einmal dieses Armband

Und, hat er sie gefunden? Nein, sagt Ammar Abo Hwach. Aber dafür habe er deutsche Philosophen entdeckt, Leibniz, Hegel, Heidegger. Über Leibniz will er mehr lernen, er fühle sich ihm nahe, weil er auch mathematisch denke.

Sedra Al Tarris überlegt manchmal, was sie für ein Leben hätte ohne Krieg und Flucht. Sie denkt an das Haus in Homs, in dem ständig Freunde und Verwandte waren, an ihre alte Privatschule und das Gefühl, „dass ich mein Leben normal leben kann.“ Ohne ständig wegen ihres Kopf-

tuchs angestarrt zu werden, dafür mit „einer richtigen BFF“, einer besten Freundin forever. Sie kennt kaum Leute in Berlin, zur Verwandtschaft in Syrien hat sie keinen Kontakt mehr, seit ihre Familie über Libanon nach Kairo flüchten musste und später mit dem Flugzeug nach Deutschland kam. Sie spricht nur selten darüber, wie es ihr geht. Wenn doch, dann wird ihre Stimme leise. Aber leise wird sie nur, wenn ihre Familie nicht dabei ist.

Die Geschichten von Sedra Al Tarris mit Ammar Abo Hwach – das sind auch Geschichten von Kindern, die zu Eltern ihrer Eltern werden.

An einem Wochenende vor dem Lockdown spazierte Sedra Al Tarris mit Vater und Mutter durch ihr Viertel in Berlin, vorbei an mehreren dreistöckigen Gebäuden. Das Flüchtlingswohnheim Marienfelde, in dem sie nach ihrer Ankunft lebten. Ein historischer Ort. Zu Mauerzeiten war dies das Notaufnahmelager Marienfelde, hier wurden Ostdeutsche untergebracht, die nach Westberlin geflüchtet waren.

Neben dem Eingang zum Wohnheim geht es in eine Gedenkstätte. Die Familie beschließt, sich die Ausstellung anzusehen. Die Schwarz-Weiß-Fotos von gestrandeten Menschen, die Vitrine mit der kleinen Handtasche, die eine Frau als einziges Gepäckstück dabei hatte, als sie 1989 über die grüne Grenze von Ungarn nach Österreich floh. Sedra Al Tarris bleibt vor einer krakeligen Notiz aus dem Jahr 1955 stehen: „Ich bin wohl hier so ganz allein, meine Lieben sind in Erfurt daheim. Da sitz ich nun den Kopf voll Sorgen, und frag mich, was wird erst morgen.“

Der Vater sagt etwas auf Arabisch, Sedra Al Tarris übersetzt, dass ihn das alles sehr mitnehme. Weil er selbst solche Angst hatte, als er flüchtete. Er fuhr voraus, mit einem Taxi aus Homs Richtung Libanon, er wusste bis zur Grenze nicht, ob er sicher ankommen und ob seine Familie es in einem anderen Taxi zu ihm schaffen würde. Und er fühlt sich noch immer vom syrischen Regime verfolgt. Da, im hell getünchten Wohnblock, war auch ein Asylbewerber untergebracht, den die Familie Al Tarris aus Syrien vom Sehen kannte. Man wohnte zusammen in der Flüchtlingsunterkunft, grüßte sich auf dem Flur. Bis herauskam, dass der Mann jahrzehntlang für den syrischen Geheimdienst gearbeitet hatte. Er soll gefoltert und gemordet haben, er steht inzwischen in Koblenz vor Gericht.

Manchmal denkt sie, die Vergangenheit holt sie ein, sagt Sedra Al Tarris jetzt. Wenn sie etwa in der Berliner U-Bahn Syrer mit rot-weiß-schwarzen Armbändern sieht, darauf grüne Sterne. Das Zeichen der Assad-Treuen.

Aber das Schlimmste ist, dass sie vielleicht nicht Ärztin werden kann. Denn Sedra Al Tarris ist zwar gut, aber nicht gut

genug. Zumindest nicht für ein Medizinstudium. In fast allen Bundesländern liegt der Numerus clausus dafür bei 1,0. Sie hat in sechs Jahren Deutsch gelernt, hat Abitur gemacht, sie managt ihre Familie und arbeitet ehrenamtlich im Krankenhaus, aber sie hat einen Notendurchschnitt von 1,3.

Sie will jetzt den sogenannten Medizinerntest machen, mit dem man seine Aussichten verbessern kann, an einer Uni angenommen zu werden. Man muss dabei über Stunden Aufgaben lösen, die man nur schafft, wenn man Monate dafür lernt. Der kinnhohe Stapel vor ihr, alles Bücher für den Medizinerntest. Also weiter lernen, sich zusammenreißen, hilft ja nichts.

Ammar Abo Hwach lernt gerade unzählige lateinische Namen von Knochen, alle paar Wochen hat er jetzt einen Anatomie-Test. 50 Minuten Lernen, zehn Minuten Pause, so geht es bis zwei, drei Uhr morgens. Er hat mit einem Notendurchschnitt von 1,1 zwar gerade noch einen Studienplatz bekommen, aber der ist eben in Magdeburg. Seine Familie in Berlin, von der er durch die Flucht lange getrennt war, sieht er jetzt noch seltener. Er macht sich Vorwürfe, weil er seinen Vater nicht mehr zu Terminen begleitet kann. Der Vater hat Probleme am Auge und müsste sich operieren lassen, um nicht zu erblinden. Aber an dem Tag, an dem der Vater über die Risiken der OP aufgeklärt werden sollte, konnte Abo Hwach nicht. Ein Bekannter übersetzte für den Vater, aber so, dass dieser danach die OP absagte. Abo Hwach sagt: „Könnte ich die Zeit zurückdrehen, würde ich mehr Zeit mit meiner Familie verbringen.“

An der alten Schule hilft er Kindern aus China und Syrien. Er weiß, wie es ihnen geht

Im Oktober 2020 hatte er noch Zeit, es war die Phase zwischen Schule und Studium. Ammar Abo Hwach ist da in Berlin-Neukölln, will mit seinen Jungs losziehen, Yassin, Nasrallah und Hamza aus seinem Jahrgang, die jetzt Jura oder Architektur studieren. Sie wollen ins Café, zum Friseur, zusammen abhängen. Aber Abo Hwach will erst an seine alte Schule, in die neue Willkommensklasse. Zehn Kinder und Jugendliche sitzen da an diesem Tag im Herbst. Sie kommen aus Syrien, Pakistan, China, Vietnam, Libanon und lernen Wörter wie Tisch, Stuhl, Schrank. Oder was der Unterschied zwischen stehen und liegen ist. Ammar Abo Hwach hilft ihnen bei den Hausaufgaben, ehrenamtlich. Um den Kindern zu zeigen, was aus ihm wurde, was sie erreichen können. Manchmal schwindelt er und sagt, dass sie viel besser Deutsch können als er in ihrem Alter.

An diesem Morgen will Ammar Abo Hwach mit einem Schüler lernen, der nach der Explosion in Beirut im Sommer aus Libanon geflüchtet ist. Heute geht es um Zahlen. Das Jahr 1970, da sagt man „neunzehnhundertsiebzig“, nicht „eintausendneunhundertsechzig“. Als er zum Klassenraum kommt, ist sein Nachhilfeschüler in die Pause gegangen, Ammar Abo Hwach läuft über Treppen, Flure, runter auf den Schulhof, um den Kleinen zu finden.

Wer sonst könnte ihm sagen, dass man für das Leben lernt. Und dass man lernt, um zu leben.